

JACQUELINE LOCHMÜLLER

ZAPPEDUSCHDER

Saarland Krimi

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: [istockphoto.com/rpeters86](https://www.istockphoto.com/rpeters86)
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer
Umsetzung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Dr. Marion Heister
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2020
ISBN 978-3-7408-0965-2
Saarland Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Homburg, Saarland

Den Tag über war es sehr heiß gewesen, mit Temperaturen um die dreißig Grad. Nun, am frühen Nachmittag, ballten sich bedrohlich graue Wolken am Himmel, in der Ferne zuckte ab und an ein gelber Blitz durch die finstere Masse, dem das Grollen des Donners folgte. Eine Windböe fuhr übers Land. Jeden Moment würde das Unwetter losgehen.

Sara Schächter stand an der Autobahnzufahrt zur A 6 bei Homburg und hielt den rechten Daumen ausgestreckt.

Zu ihren Füßen, die nackt in abgetragenen Sandalen steckten, stand ihr khakifarbener Rucksack, prall bepackt. Obwohl sie vermeintlich nur das Nötigste mitgenommen hatte, wurde ihr das Gepäck auf Dauer zu schwer.

Die Riemen des Rucksackes hatten ihr auf dem Weg hierher, den sie teils mit dem Bus, teils zu Fuß zurückgelegt hatte, immer nachdrücklicher in die Schultern geschnitten. Was auch daran liegen mochte, dass sie ob der Temperaturen nur ein leichtes rotes Top angezogen hatte und die harten Träger auf ihrer blanken Haut gescheuert hatten.

Sie war wütend, weil die Autos, die auf die Autobahn auffuhren, samt und sonders an ihr vorbeizogen. Wenn sich niemand erbarmte, würde sie innerhalb kürzester Zeit nass bis auf die Haut sein, sobald das Gewitter losging.

Als sie beinahe fluchtartig die Wohnung verlassen hatte, die sie sich seit ein paar Monaten mit einem Freund teilte, hatte sie an manches gedacht, aber nicht an einen Wetterumschwung. Die Hotpants waren vielleicht auch nicht die beste Wahl gewesen für ihr Vorhaben, per Anhalter zu reisen.

Für diese Überlegungen war es jetzt zu spät. Es waren ja nicht alle Menschen schlecht, und bis zu ihrer Mutter, die in Saarbrücken wohnte, dauerte es ohne Stau nur knapp eine Stunde. Warum sollte ausgerechnet sie an jemanden geraten, der ihr Böses wollte?

Die ersten Regentropfen platschten herab, groß und dick, zersprangen überall, wo sie auftrafen, und verspritzten das Wasser sternförmig in alle Richtungen. In Sekundenschnelle wurde der Regen heftiger. Als ein dunkler Wagen sich der Auffahrt näherte, den Blinker setzte und rechts der Fahrbahn anhielt, bezweifelte sie im ersten Augenblick, dass er das ihretwegen tat. Der Fahrer winkte ihr zu. Sara schnappte ihren Rucksack und eilte zu ihm. Er hatte das Seitenfenster heruntergelassen.

»Hallo«, stieß sie atemlos hervor. Der Regen prasselte jetzt vom Himmel, durchnässte ihren Rücken, lief in ihren Nacken, sickerte in den Bund ihrer Hotpants und rann ihre Beine hinter. »Ich muss nach Saarbrücken.«

»Dann steig ein.« Er hatte dunkle Haare und eine angenehme Stimme.

»Danke.« Sie glitt auf den Beifahrersitz.

Der Wagen schien neu zu sein. Sitze und Innenverkleidung dufteten nach Leder, als käme das Auto frisch aus der Fabrik, die mahagonifarbenen Armaturen glänzten. Der Mann sah in Rück- und Außenspiegel, und das Fahrzeug glitt geschmeidig und scheinbar geräuschlos zurück auf die Straße. Die Scheibenwischer fegten in raschem Tempo über das Vorderfenster und kamen doch kaum gegen den sintflutartigen Regen an.

»Ich bin Horst, und du?«, fragte der Mann, nachdem er auf die Autobahn aufgefahren war.

»Sara.« Dass er gleich so persönlich wurde, störte sie. Er war bestimmt schon fünfzig oder älter. Sie schielte zu ihm rüber. Na ja, vielleicht auch erst vierzig.

»Wo genau möchtest du hin?«, erkundigte er sich.

Ihre Füße waren nass und kalt, und winzige Schmutzpartikelchen klebten auf der nackten Haut.

»Zu meiner Mutter nach Saarbrücken. Sie wartet auf mich«, ergänzte sie und fand den Hinweis dumm von sich. Falls er Böses vorhatte, würde er sich davon nicht abhalten lassen.

Sie bekam ein flaes Gefühl im Bauch. Sie hatte keine Ahnung, wo ihre Mutter sich derzeit aufhielt, und einen Woh-

nungsschlüssel hatte sie nicht. Sie hätte sie anrufen oder ihr eine Nachricht schreiben sollen. Schlimmstenfalls stand sie vor verschlossener Tür. Aber seit dem Streit mit Moritz gestern Abend wollte sie nur noch weg, und zwar möglichst schnell und möglichst weit, und außer ihrer Mutter wusste sie niemanden, an den sie sich hätte wenden können.

Horst sah zu ihr rüber. »Du bist patschnass geworden«, sagte er.

»Ja, tut mir leid, wenn ich Ihnen jetzt den Sitz versaue. Ich hoffe, das trocknet weg.«

»Bestimmt. Ich kann mir nur nicht vorstellen, dass du dich in den nassen Sachen wohlfühlst«, fuhr er fort.

»Es ist nicht schlimm«, antwortete sie.

»Wie du meinst. Ich könnte auch an der nächsten Tankstelle anhalten, dann kannst du dich umziehen. Du hast doch bestimmt noch was dabei«, meinte er und zeigte auf ihren Rucksack, den sie in den Fußraum gestellt hatte und der gewaltig den Platz für ihre Beine einschränkte.

»Sicher. Ja, wenn Sie so nett wären.« Hoffentlich ließ er sie nicht an der Tankstelle stehen.

»Kein Problem.«

Er sah jetzt wieder auf die Straße. Der Regen wurde schwächer. Sara entspannte sich etwas. Sie waren seit fünf Minuten unterwegs. Das erste Autobahnschild hatte schon auf Saarbrücken hingewiesen.

»Wenn du was essen oder trinken möchtest, im Handschuhfach liegen ein paar Kleinigkeiten, und hier«, er zeigte auf die Mittelkonsole, in der eine noch volle Flasche Wasser stand, »die kannst du auch gerne haben. Ich habe noch mehr im Kofferraum.«

»Danke«, erwiderte sie und wurde verlegen. Hunger hatte sie tatsächlich. Sie versuchte, das Handschuhfach zu öffnen, doch die Klappe gab nicht nach.

»Ah«, machte Horst und lachte. »Die ist zu stramm eingestellt. Das muss ich noch reklamieren, der Wagen ist ganz neu.« Er beugte sich seitlich und öffnete das Fach. Ihr fiel auf,

dass er schöne, gepflegte Hände hatte, fast so, als ginge er zur Maniküre.

»Bedien dich«, forderte er sie noch einmal auf.

Sara kramte in den Süßigkeiten. Kekse, steinharte Gummibärchen, Waffelröllchen und Mini-Salami, einzeln in Folie verpackt. Sie nahm sich eine Salami, sah verstohlen auf das unleserliche Haltbarkeitsdatum und dachte, dass es nicht gut war, eine Wurst zu essen, die bei der Hitze, die zurzeit in Rheinland-Pfalz herrschte, möglicherweise tagelang im Auto gelegen hatte. Sie zögerte, doch ihr lief das Wasser im Mund zusammen. Eine gut geräucherte Salami war lange haltbar und hielt viel aus. Sie riss die Verpackung auf und schob sich das Würstchen in den Mund. Köstlich.

Horst grinste. »Gut, was?«

»Hmm«, machte sie.

Zu fett und zu salzig, dachte sie, je länger sie kaute. Die trangen Rückstände der Wurst hafteten an ihrer Zunge und ihrem Gaumen.

Horst setzte den Blinker und zog auf die Mittelspur, um eine Reihe von Lkws zu überholen. Zwischen zwei Fahrzeugen sah sie eine Tankstelle. Horst zog in rasantem Tempo vorbei.

»Ah«, machte er wieder. »Mist, ich habe nicht aufgepasst. Da wäre die Tankstelle gewesen, an der ich halten wollte. Das ist die letzte auf unserer Strecke. Du wirst dich wohl im Wagen umziehen müssen.«

Sara würgte ihr Würstchen hinunter. Niemals. Die Hitze stieg ihr ins Gesicht.

»Es geht schon«, protestierte sie.

»Auf keinen Fall. Du wirst krank. Ich habe auch eine Tochter, der man sagen muss, was gut für sie ist. Wie alt bist du? Neunzehn Jahre? Jetzt zieh schon das Ding aus. Ich guck auf die Straße, ich schau dir nix weg.«

»Nein, alles gut.«

Horst verlangsamte das Tempo.

»Was soll das? Ist das der Dank, dass ich dich mitgenommen habe? Du misstraust mir. Das habe ich nicht verdient.«

Er starrte auf die Straße, seine Hände umklammerten das Lenkrad, sodass die Fingerknöchel weiß hervortraten. Saras Puls beschleunigte sich.

»Natürlich nicht, ich misstrau dir nicht.« Sie erschrak. Sie hatte ihn nicht duzen wollen.

»Du lügst«, beharrte er, und seine Stimme klang jetzt schrill.

Sara durchlief ein Zittern, das sie nur mühsam verbergen konnte. Er musste anhalten. Sie musste hier raus. Der Typ war nicht in Ordnung. Sie näherten sich dem nächsten Schild. Noch zehn Kilometer bis Saarbrücken.

»Zieh das verdammte nasse Zeug aus!«, brüllte er unvermittelt.

Ihr Herz pochte bis in die Ohren, und in ihrem Kopf rauschte das Blut. Es war ein Alptraum. Wahrscheinlich stand sie noch immer am Straßenrand und wartete darauf, dass sie jemand mitnahm. Und wahrscheinlich ging beim Warten die Phantasie mit ihr durch. Schließlich hatte ihre Mutter sie oft genug vorm Trampen gewarnt, und trotzdem tat sie es immer wieder. Sie hörte den Mann am Steuer schnaufen. Es war kein Alptraum, höchstens ein Realität gewordener.

Sie zwang sich, zu ihm rüberzusehen. Sein Gesicht war rot angelaufen, und auf seiner rechten Schläfe sammelten sich Schweißperlen.

»Wir sind gleich da«, sagte sie, so entschieden sie konnte.

»Und meine Sachen sind schon fast trocken. Du musst dir keine Sorgen machen.«

»Aha. Gut, wie du meinst«, antwortete Horst keuchend.

Minutenlang schwieg er, sah verbissen auf die Straße und fuhr mit hundertfünfzig Stundenkilometern wesentlich schneller als die bei Nässe erlaubten einhundert Stundenkilometer. Sara wagte nichts zu sagen. Sie kamen der Autobahnabfahrt näher. Horst steigerte das Tempo.

»Wir müssen da ...«, stieß sie hervor und krallte die Finger um die Ränder des Sitzes.

Horst jagte mit hundertachtzig Stundenkilometern an der Abfahrt Saarbrücken vorbei. Sara brach der Schweiß aus allen

Poren. Sie wollte etwas sagen und bekam nur ein Krächzen heraus.

»Halt die Klappe«, fuhr er sie an. »Du bist selber schuld.«

2

Bayreuth

Die zierliche Dunkelhaarige gefiel ihm. Irgendwie kam sie ihm bekannt vor, aber vielleicht irrte er sich. Das Licht im zweiten Raum der Tanzbar Harmonie war sehr gedämpft, und es gelang ihm nicht, ihr richtig ins Gesicht zu sehen. Sie saß allein an einem der Hochtische auf einem Barhocker und spielte mit ihrem Handy. Sie schien keine Begleitung zu haben, und ein Getränk hatte sie auch noch keines vor sich stehen. Möglicherweise war sie noch nicht lange hier. Er war ja selbst erst vor einigen Minuten gekommen.

Auf den wenigen Tischen in der hinteren Bar, der sogenannten zweiten Area des Lokals, brannten Kerzen, die Tanzfläche war der dunkelste Bereich des Raumes, eingefasst von hölzernen Balustraden.

Hier bewegten sich etliche Paare, bedächtig und dicht aneinandergeschmiegt, zu seinem neuen Lieblingstanz, dem Kizomba.

Ein sehr erotischer Tanz, wie er fand, der von Körperkontakt und fließenden Bewegungen lebte. In ein paar Workshops hatte er, der eigentlich ein überzeugter Discofox-Tänzer war, den Grundschrift des Kizombas und zwei einfache Figuren gelernt, den Stern und die Raute.

Er beobachtete die Paare auf der Fläche. Zwei Frauen hatten ihren Kopf in die Halsbeuge ihrer Partner gelegt, diese wiederum umfassten die Taillen der Damen mit dem ganzen Arm in vertrauter Geste. Die meisten Paare bewegten sich im harmonischen Einklang, nur ein Pärchen in der Ecke links hatte wohl noch nicht viel Übung und wirkte ein wenig ungenlenk.

Die Tänzer, die bereits mehr Erfahrung zu haben schienen, faszinierten ihn. Einige hielten den rechten Oberschenkel zwischen den Beinen des Tanzpartners, die Oberkörper berührten einander so dicht, dass die Paare zu einer Einheit zu verschmelzen schienen.

Im letzten Workshop hatte Kamitzki gelernt, dass man den Tanz hauptsächlich mit dem Oberkörper führte und theoretisch, hätte es nicht seltsam ausgesehen, sogar die Arme dabei hängen lassen konnte. Doch das war nicht das, was er wollte. Er suchte sich seine Tänzerinnen sehr bewusst aus und genoss dann auch die Nähe zu ihnen. Uschi war selbst schuld, wenn sie ihn nicht zum Tanzen begleiten wollte.

Aus den Augenwinkeln nahm er wahr, wie der Discjockey, der seine Anlage etwa zwei Meter von ihm entfernt außerhalb der Tanzfläche stehen hatte, an seinem Mischpult hantierte.

»Me leva contigo«, stöhnte der Musiker Rui Orlando durch die Lautsprecher.

Zu dem Lied wollte Kamitzki unbedingt tanzen.

Er blickte sich um und sah wieder zu der Dunkelhaarigen. Sie steckte eben ihr Handy in ihre Handtasche. Es war eine schmale, längliche Tasche, deren dünnen Riemen sie zwischen Halsbeuge und Schulter trug. Er beschloss, sein Glück zu versuchen, und ging mit seinem Bierglas in der Hand zu ihr.

»Hey«, sagte er freundlich.

Sie sah ihn an und verzog den Mund zu einem winzigen Lächeln. »Hey«, erwiderte sie.

Nun, wo er bis auf eine Armlänge vor ihr stand, war er sicher, dass er sie schon einmal gesehen hatte. Ihm wollte nur nicht einfallen, wo. Im Harmonie jedenfalls nicht. Er war fast jedes Wochenende hier, ihr Gesicht hätte er sich gemerkt. Sie war eindeutig älter, als er gedacht hatte. Um den Mund, der mit rotem Lippenstift geschminkt war, versammelten sich unzählige winzige Fältchen. Ihre Figur dagegen war umwerfend. Gertenschlank und sehr zierlich, dabei wohlgerundete Brüste und, soweit er das im Sitzen beurteilen konnte, gut geschwungene Hüften. Ein Traum. Augenblicklich stellte er sie sich nackt

vor. Er rief sich zur Ordnung. Ein Schritt nach dem anderen, im wahrsten Sinn des Wortes.

»Tanzst du mit mir?«, fragte er.

»Sicher.« Sie nickte und glitt von dem Barhocker. Kamitzki stellte sein Bier auf ihren Tisch.

»Willst du die Tasche nicht ablegen?«, erkundigte er sich. Sie hing auf Höhe ihrer Hüfte und würde bei jeder Drehung hin und her rutschen und im Weg sein.

»Nein«, erwiderte sie, legte stattdessen den Riemen quer über Hals und Oberkörper und ging vor ihm zur Tanzfläche.

Für einen Moment flackerte Unwillen in ihm auf. Er mochte es überhaupt nicht, wenn Frauen sich beim Tanzen an ihre Habseligkeiten klammerten. Natürlich gab es immer ein Restrisiko, dass etwas geklaut wurde. Doch er ging seit Jahren in diesem Lokal ein und aus, und ihm war noch nie etwas von einem Diebstahl zu Ohren gekommen. Er folgte der Frau dennoch auf die kleine Tanzfläche, auf der mittlerweile nicht mehr viel Platz war.

Sie gingen in Tanzhaltung. Er ergriff ihre rechte Hand und schlang den linken Arm komplett um ihre Taille, wobei er sie dicht an sich zog. Ein wenig rechnete er damit, dass sie versuchte, ihn auf Abstand zu halten, doch er hatte sich geirrt. Sie legte ihm ihren freien Arm um den Nacken, ihre Oberschenkel berührten sich. Behutsam tanzte er die ersten Schritte.

Seine Partnerin bewegte sich geschmeidig, dennoch hatte er den Eindruck, sie war nicht recht in Übung, noch viel weniger als er. Immer wieder kam es vor, dass sie einen Schritt falsch setzte. Er ignorierte es.

Sie gefiel ihm, sie duftete dezent nach einem Parfüm, das er mochte, und ihr Körper schmiegte sich warm an seinen. Er spürte ihre weichen, vollen Brüste und ließ ihre rechte Hand los, um seine stattdessen sacht auf ihren Oberarm zu legen. Er spürte den Riemen ihrer Tasche, der sich quer über ihre Brust zog, und ab und an die Tasche selbst, doch das war nicht so lästig, wie er befürchtet hatte. Was ihn mehr störte, waren ihre Haare.

Sie kitzelten ihn im Gesicht und am Ohr, und sie fühlten sich nicht weich und seidig an, sondern eher kratzig. Vermutlich ge-

färbt, das machte Uschi auch manchmal. Behutsam strich er ihr eine Haarsträhne zurück und schmiegte seine Wange an ihre, immer in der Erwartung, dass ihr die Nähe, die er suchte, zu viel wurde und er eine Abfuhr kassierte. Doch nichts dergleichen geschah. Vielleicht war sie auf ein Abenteuer aus. Die Vorstellung gefiel ihm. Er zog sie noch ein wenig dichter an sich. Noch einmal dachte er an Uschi, doch rasch verblasste ihr Bild. Der Atem seiner Tanzpartnerin kitzelte sein Ohr, und ein wohliges Kribbeln durchlief ihn. Die Wärme ihres Körpers drang durch den leichten Stoff seines Hemdes, ihre Tasche verrutschte und stieß gegen seine Hüfte. Sie schob sie zurück. »Me Leva Contigo« war zu Ende, nun spielte der Discjockey »Lento« von Daniel Santacruz.

Kamitzki glaubte, die Musik vom Kopf bis zu den Zehen zu spüren, die gleichmäßigen rhythmischen Bewegungen versetzten ihn in eine Art Trance. Inzwischen hatte sich seine Tänzerin ihm angepasst und hatte schon eine Weile keine verkehrten Schritte mehr gesetzt. Er schloss die Augen und überließ sich ganz dem wunderbaren Moment. Die Musik, die harmonischen Bewegungen, das Wissen, eine attraktive Frau im Arm zu haben, die Möglichkeiten, die der Abend vielleicht noch bot. Unterschwellig nahm er wahr, wie ihre rechte Hand wieder nach ihrer Tasche tastete. Er führte seine Partnerin in eine sanfte Drehung, ihre Hand war noch immer mit der Tasche beschäftigt. Es konnte sein, dass sie sie festhielt, damit sie nicht herumschwang. Er setzte zur nächsten Drehung an und merkte, dass die Frau ein Stück nach hinten wich, sodass sich ihre Oberkörper plötzlich nicht mehr berührten. Verwundert und aus dem Genuss des stimmungsvollen Tanzens gerissen, öffnete er die Augen.

Ihre Hand schob sich zwischen ihre Körper, und er spürte einen unglaublich heftigen Schmerz, der in seinen Bauchraum eindrang. Er sog scharf die Luft ein. Was war das? Es tat verdammt weh. Bekam er einen Herzinfarkt? Aber der Schmerz saß zu tief, eher auf Höhe des Nabels. Hatte sie ihn mit etwas gestochen? Aber warum hätte sie das tun sollen? Seine Beine fingen an zu zittern. Er klammerte sich an seine Tanzpartnerin.

Außer dem gewaltigen Schmerz hatte er den Eindruck, irgendwas füllte seinen Bauchraum. Seine Beine! Was war mit seinen Beinen? Er hatte sie nicht mehr unter Kontrolle. Sie wackelten, seine Knie zuckten willkürlich. Er stieß gegen fremde Schultern und Arme, die dicht gedrängte Menge der anderen Tänzer hielt ihn in aufrechter Position.

Die Musik und die Lichter im Raum wurden lauter, greller, intensiver.

Übergroß stand ihm das Gesicht seiner Tanzpartnerin vor Augen. Deutlich spürte er den Stoff ihrer Bluse unter seinen Fingern, das feine Gewebe, jede winzige Unebenheit im Material. Er merkte, dass sie versuchte, Abstand zwischen ihm und sich zu bringen. Ein neuer Schmerz kam dazu. Die Muskeln seiner Arme und Beine schienen sich zu verkrampfen. Kamitzki wollte schreien, doch es ging nicht. Wie in Zeitlupe bemerkte er, dass er nun doch Richtung Boden sackte und zwischen den Beinen der anderen Tänzer zum Liegen kam, die sich um ihn herumbewegten. Gleich würde er getreten werden. Es machte ihm Angst, und gleichzeitig benebelte irgendetwas seine Sinne. Die dunkelhaarige Frau entzog sich seinem Griff, noch während er fiel, und verschwand aus seinem Blickfeld. Kamitzki hörte Schreie, spürte schlimmste krampfartige Schmerzen in Armen, Beinen und Rumpf und konnte nicht mehr atmen. Vor seinen Augen wurde es dunkel, sein Kopf schlug hin und her, er meinte zu platzen ob des Drucks in seinem Bauch und weil er keine Luft mehr bekam. Die Musik spielte noch immer. Kizomba. »Me Emborracharé«. Das war kein Kizomba mehr. Das war Bachata. Er liebte Bachata.

Das Letzte, was er spürte, waren fremde Hände, das Letzte, was er vernahm, waren Worte, die die Musik durchdrangen. Worte, die er nicht begriff.

»Er stirbt! Ihm steckt was im Bauch!«

Kriminalhauptkommissarin Kristina Herbach stellte ihren Peugeot auf dem großen Parkplatz vor der Tanzbar Harmonie ab, am Ende einer Reihe parkender Fahrzeuge. Während sie den Motor ausschaltete, nahm sie aus den Augenwinkeln den schwarzen Wagen ihres Mitarbeiters Konrad Breuer wahr, der schwungvoll neben ihrem hielt. Nahezu gleichzeitig stiegen sie aus.

»Guten Abend, Herr Breuer«, grüßte sie ihn, noch ehe Breuer selbst etwas sagen konnte. Er zog die Mundwinkel zu einem Lächeln auseinander.

»Guten Abend, Frau Herbach«, erwiderte er. »Reichlich Betrieb hier«, bemerkte er, während sie Seite an Seite auf den Eingang des Lokals zugen. »Bei den Temperaturen hätte ich erwartet, dass die Leute in den Biergärten sitzen und nicht in ein Tanzlokal gehen.«

»Hm«, brummte Kristina, die noch nie begriffen hatte, wie man dieser Freizeitbeschäftigung nachgehen konnte, die manch einer sogar als sportliche Betätigung ansah. Sie selbst fühlte sich jedenfalls plump und ungeschickt auf der Tanzfläche, wie sie während ihrer ihr durch den Gruppenzwang ihrer Klassenkameraden am Gymnasium aufgenötigten Tanzstundenzeit als Teenager festgestellt hatte. Keine sehr rühmliche Erinnerung.

»Eine herrliche Nacht«, fuhr ihr Mitarbeiter fort und legte den Kopf in den Nacken. Kristina folgte seinem Blick und sah ebenfalls kurz zum Himmel.

Breuer hatte recht. Über ihnen glitzerten unzählige Sterne, zudem war die Sommernacht mild und duftete nach irgendwelchen Blüten.

Sie allerdings mied nicht nur Tanzlokale, sondern ging auch nicht in Biergärten. Sie verbrachte die meisten ihrer Abende vor dem Fernseher, ganz allein, doch das musste Breuer nicht wissen. Was sie im Moment mehr beschäftigte als die Sommernacht und der neue Fall, war die Frage, ob Willbrandt, ihr Vorgesetzter, ihr unter den aktuellen Umständen ihren dreiwöchigen Urlaub

streichen würde, der in wenigen Tagen begann. Möglich war es. Sie konnte nicht einmal eine Reisebuchung vorweisen, mit der sie ihn, im Fall des Falles, überzeugen konnte. Das Einzige, was sie vorgehabt hatte, war, ihre Küche neu zu streichen – die hatte es bitter nötig – und Zeit mit ihrem Onkel Johan Kunze und dessen Dackel Arno zu verbringen. Damit brauchte sie Willbrandt nicht kommen, wenn ein Mordfall zu klären war.

»Was wissen wir denn schon?«, unterbrach Breuer ihre Gedanken.

Kristina beschloss zu hoffen, dass der Fall schnell gelöst war. Tatsächlich daran glauben konnte sie nicht. »Nicht viel«, erwiderte sie. »Eine männliche Person ist auf der Tanzfläche zusammengebrochen. Der Mann ist tot, und ihm steckt ein Gegenstand im Bauch, vermutlich ein Messer. Wenn wir davon ausgehen, dass er sich das nicht selbst angetan hat, war es Mord.«

»Ach du Schande«, erwiderte Breuer.

»Ja«, bestätigte Kristina. »Es gingen mehrere Anrufe im Präsidium ein. Zwei Gäste haben den Notruf gewählt, und auch der Pächter des Lokals hat sich gemeldet, aber erst Minuten nach den ersten beiden Anrufen. Er hat von dem Toten wohl nicht sofort erfahren, was ich mir jetzt überhaupt nicht erklären kann. Das merkt man doch, wenn da einer auf der Tanzfläche umfällt.«

»Kommt darauf an, wo er gerade war. Das Harmonie hat einen großen Haupt- und einen kleineren Nebenraum. Zwei sogenannte Areas«, antwortete Breuer. Zielstrebig eilte er auf den bogenförmig überdachten Eingang zu, unter dem mehrere steinerne Stufen zur Eingangstür des Lokals führten.

Kristina hatte Mühe, mit ihm Schritt zu halten. Was musste der Mann auch so lange Beine haben.

Sie betraten einen Vorraum, in dem einige Leute beisammenstanden, die sich unterhielten und verstummten, als Kristina und Breuer eintraten. Von Entsetzen erfüllte, aber auch neugierige Blicke wandten sich ihnen zu.

In der Mitte des Eingangsbereiches stand ein oranges Sofa, hinten links gab es eine Garderobe, an der nur eine einzelne Jacke hing, gegenüber dem Einlass sah Kristina einen Empfangstresen

aus honigfarbenem Holz, der sie an eine Art Kanzel erinnerte. Zur rechten Seite führte eine Tür in einen großen Tanzraum. Bunte Scheinwerfer tauchten den Raum in schummriges Licht.

Auch hier waren reichlich Gäste versammelt, die Musik war verstummt, statt ihrer hörte man gedämpfte Stimmen, aufgeregt, erschüttert, unruhig.

Stickige Luft, eine Mischung aus der Schwüle des Sommerabends und den Ausdünstungen schwitzender Menschen, wurde stellenweise vom kalten Gebläse großer Ventilatoren an der Decke des Raumes durchschnitten.

Auch hier richtete sich die Aufmerksamkeit rasch auf sie. Breuer bahnte ihnen einen Weg durch die Menge.

»Herr Breuer, nun warten Sie doch! Wir wissen doch gar nicht, wo wir hinmüssen«, versuchte Kristina ihren Mitarbeiter zu bremsen.

»Jonas, grüß dich«, sagte Breuer, der so plötzlich stehen blieb, dass sie beinahe gegen seinen Rücken gelaufen wäre. Er drückte einem schlanken Mann mit blonden Haaren die Hand.

»Konrad?« Fragend sah der Mann Breuer an. »Du warst lange nicht mehr hier. Gerade ist kein guter Moment. Ich –«

»Ja, ich weiß. Ich bin bei der Kripo. Wir kommen wegen dem Toten. Das ist meine Vorgesetzte, Kriminalhauptkommissarin Kristina Herbich.«

Kristina kämpfte mit aufsteigender Empörung. Was fiel Breuer ein, die Gesprächsführung an sich zu reißen? Sie schob ihn beiseite, zog ihren Ausweis und hielt ihn dem Mann hin.

»Herbich, wie Sie ja schon gehört haben. Guten Abend. Wer sind Sie?«

»Jonas Baldof, der Pächter.« Baldof zerrte am Kragen seines weißen T-Shirts. »Es ist grauenhaft. Der Mann ist regelrecht abgestochen worden.«

Kristina sah das Entsetzen in dem Gesicht des Lokalbetreibers.

»Wo liegt der Mann?«, erkundigte sie sich.

»Hinten.« Baldof zeigte quer durch das Lokal. »Im anderen Raum. Ich geh voraus, ja?«

»Sicher«, antwortete Kristina und überlegte, ob sie Breuer nachher unter vier Augen zurechtweisen sollte.

Sie ignorierte die Blicke der Gäste und folgte dem Pächter an der Tanzfläche vorbei, die mit einer hölzernen Balustrade von einem Bereich mit Hochtischen und der Musikanlage des Discjockeys abgetrennt war. Beinahe hätte sie die beiden Stufen übersehen, die zu einem weiteren, höher liegenden Barbereich führten.

Baldof öffnete eine Tür zur Linken. Sie betraten einen kleinen Raum, auch dieser nur schwach beleuchtet. Im schummrigen Licht drängten sich Besucher des Lokals, auf einer kleinen Tanzfläche lag ein Mann auf dem Rücken, die Arme und Beine grotesk verdreht, als hätten sich seine Muskeln verkrampft. Seine Augen waren halb geöffnet, aus seinem Bauch ragte ein schlanker, etwa zehn Zentimeter langer Griff eines Stichwerkzeugs, der auf den ersten Blick aussah, als wäre er aus Stein.

Nicht zwingend ein Messer, dachte Kristina. Allerdings wollte ihr auch keine Idee kommen, um was es sich sonst handeln könnte.

Irritierenderweise sah sie kein Blut. Vermutlich hatte die Klinge des Tötungsinstrumentes die Wunde so weit verschlossen, dass kaum etwas ausgetreten war. Doch das musste Keller von der Rechtsmedizin klären. Zudem trug der Tote ein schwarzes Hemd. Falls es doch Blutspuren gab, und seien sie gering, wären diese nicht sofort zu erkennen.

»Keller ist schon unterwegs«, ließ Breuer sie wissen, der neben ihr stand. »Soll ich die Spurensicherung verständigen?«

Kristina nickte. »Sicher. Auch wenn ich nicht glaube, dass uns das weiterbringt. Bei den vielen Leuten hier. Da ist längst alles zertrampelt und überdeckt.«

»Ich könnte schauen, ob er Papiere bei sich hat«, schlug Breuer vor.

»Erst wenn Keller da war. Sonst regt der sich wieder auf, weil wir den Toten angefasst haben. Wir brauchen die Personalien der Gäste.«

»Das sind viele«, gab ihr Mitarbeiter zu bedenken. »Und bestimmt sind inzwischen auch welche verschwunden.«

»Der Täter wahrscheinlich«, stimmte Kristina zu. »Es sei denn, er findet sich superschlau und ist extra hiergeblieben. Alle anderen halten mit Sicherheit Neugier und Sensationslust hier, nach dem ersten Schock.«

»Alleine sind wir morgen früh noch mit der Aufnahme der Personalien beschäftigt. Ich könnte noch zwei oder drei Beamte anfordern«, schlug Breuer vor.

»Machen Sie das.« Kristina wandte sich an den Pächter, der in sicherem Abstand bei der Tür stehen geblieben war. »Herr Baldof, bitte sehen Sie sich den Toten an. Kennen Sie ihn? Ist er öfters im Lokal?«

Der Pächter näherte sich mit zähen Schritten, als trüge er Schuhe aus Blei.

»Verdammt, was hat der da im Bauch?«, fragte er und blieb auf Armeslänge Abstand stehen.

»Für mich sieht es nach einem Brieföffner aus«, meldete sich Breuer zu Wort.

»Wie furchtbar.« Baldof fuhr sich mit dem Handrücken über die Stirn.

Ein Brieföffner. Gut möglich. Kristina beschloss, sich Breuer gegenüber nicht anmerken zu lassen, dass sie keine Ahnung gehabt hatte, was im Körper des Opfers steckte.

»Kennen Sie den Mann?«, wiederholte sie.

»Ich weiß nicht, wie er heißt. Aber ja, er ist öfter hier«, sagte er schließlich, als er neben Kristina stand. »Eigentlich sogar regelmäßig.«

»Wie regelmäßig?«

»Jedes Wochenende, würde ich sagen«, antwortete Baldof, der sich allmählich zu fassen schien.

»Kommt er üblicherweise alleine?«, fragte sie weiter.

»Ich denke schon.«

»Was heißt das genau?«, schaltete sich Breuer ein.

»Das heißt, dass ich die meisten meiner Stammgäste kenne und Ihnen bei manchen auch sagen kann, in wessen Gesellschaft sie kommen oder gehen. Einige kommen immer alleine, treffen hier aber Bekannte. Ich weiß nicht, wer mit wem verabredet ist.

Und in Stein gemeißelt ist eh nix. Soweit ich das überblicke, kam der hier«, er zeigte auf den Toten, »immer alleine. Außerdem trinkt er immer zwei Bier und zahlt jedes sofort. Er tanzt gern und viel und gut. Am meisten Discofox. Ich wundere mich eigentlich, dass er heute hier hinten war.«

»Hier wird andere Musik gespielt?«, erkundigte sich Kristina.

»Ja. Salsa, Bachata und so weiter. Der neue Trend halt«, gab Baldof Auskunft.

»Als das Chaos ausgebrochen ist, hatte ich gerade ein paar Lieder Kizomba aufgelegt. Als Nächstes war Bachata dran«, vernahm Kristina eine Stimme hinter sich. Sie drehte sich um. Ein kräftiger Mann mit Glatze und nur etwa einen Meter sechzig groß stand schräg hinter ihr.

»Heiner Paulsen. Ich bin der Discjockey«, stellte er sich vor. Sein kariertes Hemd spannte über dem Bauch.

»Kizomba?«, wiederholte sie.

»Ja. Kommt gut. Ideal zum Anbaggern. Entschuldigung.« Betroffen sah er sie an. »Ich wollte keine Witze machen. Es ist schließlich etwas Grauenhaftes passiert.«

»Schon gut. Erklären Sie mir lieber, weshalb dieser Tanz ideal zum ›Anbaggern‹ ist«, unterbrach sie ihn.

»Weil er extrem eng getanzt wird, mit viel Körperkontakt und ganz langsam. Die Musik spielt bei abgedunkeltem Licht, manche sagen auch, man tanzt in einem Darkroom«, erklärte Paulsen.

»Wie genau sieht das aus?«, fragte sie. Sie konnte sich nicht wirklich vorstellen, wovon der Discjockey sprach.

»Wenn Sie möchten, zeige ich es Ihnen«, antwortete Paulsen und wies auf eine Leinwand, die schräg über seinem Mischpult direkt unter der Decke des Raumes hing.

»Bitte«, erwiderte sie und nickte dazu.

Paulsen eilte zu seiner Anlage, betätigte ein paar Knöpfe, und auf der Leinwand erschienen, gleich einem Stummfilm, tanzende Paare, so eng zusammen, als wären sie miteinander verschmolzen. Männer wie Frauen hatten das Gesicht zur Halsbeuge des Partners geneigt, und ihre rechten Knie befanden sich auf Tuch-

föhlung zwischen den Beinen des Partners. Die Frauen hatten den linken Arm um den Nacken des Mannes geschlungen, die Männer wiederum hielten die Taille der Frau mit dem ganzen Arm umfasst.

Der reinste Paarungstanz, ging es Kristina durch den Kopf.

»Können Sie kurz die Musik dazuschalten?«, bat Breuer.

»Natürlich.« Eifrig machte sich Paulsen am Mischpult zu schaffen. Sanfte Klänge erfüllten den Raum, die Kristina nicht zuordnen konnte. Lateinamerikanisch? Afrikanisch? Jedenfalls romantisch. Tatsächlich wie geschaffen dafür, sich näherzukommen.

Hinter ihnen lag ein Toter.

»Das genügt«, fuhr sie Paulsen an, der erschrocken zusammenzuckte. Umgehend stoppte er die Musik.

»Danke, Herr Paulsen«, zwang sie sich zu sagen. »Ist Ihnen aufgefallen, mit wem der Tote als Letztes getanzt oder geredet hat?«, fuhr sie fort.

Paulsen schüttelte den Kopf. »Sorry, aber ich bin mit meiner Musik beschäftigt gewesen«, sagte er.

»Okay.« Kristina wandte sich an Breuer. »Sichern Sie bitte den Haupteingang. Jeder, der gehen möchte, muss zuvor seine Personalien angeben. Sobald die Kollegen hier sind, können Sie an einen von ihnen übergeben.«

Breuer nickte nur und verließ den Raum.

Kristina hatte plötzlich das Gefühl, sie würde beobachtet.

Ich bin schon paranoid, dachte sie. Natürlich beobachteten sie die Leute. Glücklicherweise passierte ein Mord nicht alle Tage, und wer jetzt hier anwesend war, würde das Geschehen genau verfolgen. Dennoch sah sie sich um. Drei Türen gingen vom Raum ab. Über einer befand sich ein Hinweis, dass es zu den Toiletten ging. Zudem registrierte sie, dass es einen weiteren Eingang zum Raum gab, gegenüber der Tanzfläche. Die Tür stand offen, was vermutlich vorhin, als sie gekommen waren, nicht der Fall gewesen war. Sie konnte von ihrem Platz aus ins Foyer des Lokals sehen, wo Breuer an der zweiflügeligen Eingangstür gewissenhaft der ihm aufgetragenen Aufgabe nachging.

An der Balustrade, die den Tanzbereich vom Sitz- und Aufenthaltsbereich abtrennte, lehnte ein schlanker Mann mittleren Alters, der sie sehr genau musterte, wobei er keine Miene verzog. Sie trat zu ihm.

»Kannten Sie den Toten?«, fragte sie, ohne sich vorzustellen oder ihn zu begrüßen.

»Nein«, erwiderte er nur, stieß sich mit einer sachten Bewegung von dem Geländer ab und hängte die Daumen in die Gürtelschlaufen seiner dunklen Jeans.

»Waren Sie im Raum, als der Mann zusammengebrochen ist?«, fuhr sie fort.

»Ja. Mitbekommen habe ich trotzdem nicht wirklich etwas. Ich bin hier rein, hab mich umgesehen und überlegt, ob ich eine Dame zum Tanzen auffordern kann. Es wurde eine Musik gespielt, von der ich nicht recht wusste, was man darauf tanzt, aber ich habe die Gäste beobachtet und dachte, so schwer kann das nicht sein. Dann ist schon Unruhe entstanden, und plötzlich lag der Mann da.«

Kristina nickte.

»Dank Ihrer Ermittlungen weiß ich jetzt, dass der Tanz Kizomba heißt«, fuhr er fort. »Gefällt mir. Möchte ich auch lernen.«

Sie ging nicht darauf ein. »Sind Sie öfters hier?«, fragte sie stattdessen.

»In den letzten vier Wochen ein paarmal. Ich bin nicht aus der Gegend. Wenn es möglich ist, würde ich auch gerne gehen. Ich muss um vierundzwanzig Uhr zurück sein, sonst komme ich nicht mehr ins Haus.«

»Wie bitte?« Irritiert sah sie ihn an.

Er erwiderte ihren Blick, und ein feines Lächeln zog die Mundwinkel des Mannes auseinander. Er hatte schöne Zähne, seine Augen waren vermutlich dunkel, das konnte sie im gedämpften Licht nicht sehen. Wobei ihr schlagartig durch den Kopf ging, dass sie den Lokalbesitzer hätte fragen müssen, ob es eine bessere Beleuchtung gab.

»Schade, dass wir uns unter so ungünstigen Umständen

kennenlernen«, sagte ihr Gegenüber. Für Sekunden vergaß sie, warum sie hier war. Vergeblich suchte sie eine Antwort. Er versuchte ihr in die Augen zu sehen, und ihr wurde unangenehm warm. Gut, dass das Licht doch noch gedämpft war.

»Ich bin zur Kur in der Klinik in Bad Steben. Am Wochenende müssen die Patienten um vierundzwanzig Uhr wieder dort sein. Ich habe fast eine Stunde Fahrt. Vermutlich komme ich ohnehin nicht mehr pünktlich«, fuhr der Mann unvermittelt fort.

»Ach so.« Ihr Mund war trocken und ihre Konzentration weg.

»Unter anderen Umständen hätte ich Sie gefragt, ob Sie mit mir tanzen würden«, ergänzte er und lächelte wieder.

Sie bekam ein Vakuum im Kopf. Er flirtete mit ihr. Darin hatte sie absolut keine Übung. Ihr fiel keine Antwort ein.

»Also, kann ich gehen? Ehe ich ein Problem bekomme? Wenn ich zu spät bin, muss ich im Auto schlafen, die lassen mich nicht mehr rein. Ihre Verantwortung.« Ein Schmunzeln glitt über sein Gesicht.

Himmel! Was fiel ihm ein. Wenige Meter von ihnen entfernt lag ein Toter. Brutal ermordet. Vermutlich war es noch keine Stunde her, dass der Mann hier getanzt und vielleicht den Abend genossen hatte. Und dieser Gast schäkerte mit ihr, und sie ließ sich ablenken und verwirren.

»Natürlich können Sie gehen«, antwortete sie und sprach schärfer als beabsichtigt. »Ich kann ja nicht auf gut Glück jeden im Lokal verhaften lassen. Geben Sie meinem Kollegen einfach Ihre Personalien, damit wir Sie erreichen können.« Sie wies zu Breuer.

»Von Ihnen würde ich mich jederzeit verhaften lassen.« Wieder zog ein Lächeln seine Mundwinkel auseinander. Er hielt ihr die Hand hin. »Philipp Reuter«, stellte er sich vor.

In ihrem Kopf schwirrten seine Worte, auf die sie keine Erwiderung wusste, und sie ignorierte die angebotene Hand.

»Sind Sie böse auf mich?«, erkundigte er sich.

»Unsinn!«, fuhr sie ihn an. »Ich habe zu arbeiten. Hier ist ein Mord geschehen, falls Sie das noch nicht realisiert haben.«

»Sie haben recht. Entschuldigen Sie.« Er wandte sich ab und verließ den Raum. Kristina kämpfte mit Empörung und Verwirrung.

4

Auf Breuers Schreibtisch stand ein Teller mit zwei Scheiben Vollkornbrot, bestrichen mit etwas, wovon Kristina argwöhnte, es könnte sich um Frischkäse handeln, darüber verteilten sich dünne Scheiben einer Salatgurke. Neben dem Teller lag ein Besteck auf einer dunkelroten Papierserviette bereit.

Es war zehn Uhr am Samstagvormittag. Wie immer, wenn es einen Mordfall aufzuklären gab, fiel für das Kommissariat das Wochenende aus.

Breuer versenkte eben einen Teebeutel in eine große Tasse mit dampfendem Wasser. Sie schnupperte eine Kräutermischung. Schrecklich, wie gesund und vernünftig der Kollege sich ernährte. Sie hatte zum Frühstück zwei Scheiben Toast gegessen, dick bestrichen mit jener Sorte Schokoladenaufstrich, die an Nutella erinnerte, jedoch mit weißer Schokolade durchzogen war. Das süße Zeug bestand hauptsächlich aus Fett und Zucker und enthielt somit ein x-Faches der Kalorien, die ihr schlanker, beinahe athletisch gebauter Kollege vor sich stehen hatte. Dazu hatte Kristina sich einen großen Topf Kaffee aufgebrüht, mit Milch und Süßstoff. Konrad Breuer nahm keinen Zusatz in seinen Tee, das wusste sie inzwischen.

»Was gucken Sie so, Frau Herbich?«, fragte er.

»Nichts«, schwindelte sie. »Ich habe nur über unseren Fall nachgedacht. Fassen wir zusammen, was wir schon wissen.«

Breuer drückte mit einem Löffel den Teebeutel tiefer ins Wasser. »Machen Sie sich Sorgen, dass Willbrandt Ihnen den Urlaub streicht?«, erkundigte er sich, ohne auf ihre Aufforderung zu reagieren.

»Bis dahin sind es noch ein paar Tage«, wick Kristina aus.
»Also, an die Arbeit.«

»Ich arbeite schon seit acht Uhr«, gab Breuer zurück, ohne eine Miene zu verziehen.

»Sehr schön«, antwortete Kristina und beschloss, nicht darauf einzugehen, dass sie selbst erst seit einer Viertelstunde im Präsidium war. Sie hatte nach dem Klingeln des Weckers um sieben Uhr beschlossen, noch einen kurzen Moment liegen zu bleiben. Als sie das nächste Mal auf die Uhr gesehen hatte, war es nach neun gewesen.

Sie blickte auf die Notizen, die sie vor sich liegen hatte. »Der Tote heißt laut seinem Ausweis, den er bei sich hatte, Rainer Kamitzki, ist vierzig Jahre alt und wohnt im Stadtteil Meyernberg«, informierte sie Breuer.

»Zwei Gäste, mit denen ich gestern noch sprechen konnte, haben ausgesagt, er hätte eine Frau zum Tanzen aufgefordert, die schlank und zierlich war und lange dunkle Haare hatte. Sie soll allein an einem der Hochtische gegessen haben. Ob sie schon öfters im Lokal war, wussten die beiden nicht«, warf Breuer ein.

Die große Unbekannte also, dachte Kristina.

»Mir ist keine Frau aufgefallen, auf die diese etwas oberflächliche Beschreibung passt«, ergänzte er.

»Mir auch nicht. Ich habe aber natürlich auch nicht explizit darauf geachtet«, erwiderte sie.

»Wir müssen wissen, was er von Beruf gemacht hat, ob er verheiratet ist oder eine Freundin hat und natürlich wer einen Grund hatte, ihn zu töten«, fuhr sie fort. Ihr wurde unangenehm warm, während sie sprach. Sie plapperte vor sich hin, als hätte Breuer seinen ersten Tag im Präsidium. Es waren die üblichen Fragen, die sie bei einem Mordfall zu klären hatten. Es galt immer, das Umfeld des Toten zu durchleuchten.

Breuer tat, als würde ihm nichts auffallen. »Ich habe schon angefangen«, sagte er. »Kamitzki ist geschieden und hat eine sechs Jahre alte Tochter. Seine Ex-Frau ist mit dem Kind verweist. Ich konnte sie aber telefonisch erreichen. Sie ist bereits auf dem Rückweg und kommt heute Nachmittag ins Präsidium. Ob er eine

Freundin hat, ist noch unklar.« Breuer griff nach seinem Besteck und säbelte vorsichtig ein Stück von seinem Vollkornbrot ab.

»Was macht er beruflich?«, fragte Kristina.

»So weit bin ich noch nicht. Ich hoffe, seine Ex-Frau kann uns da weiterhelfen«, antwortete er und schob einen Bissen in den Mund. Ein wenig vom Frischkäse blieb in seinem Mundwinkel kleben.

»Die Spurensicherung scheint mir überfordert«, fuhr Breuer fort, während er kaute. Kristinas Blick hing an dem winzigen Klecks Frischkäse in Breuers Gesicht.

»Forsch sagt, so viele Spuren hatte er nicht mehr an einem Tatort, seit vor zwanzig Jahren auf dem Bayreuther Volksfest eine Frau in der Geisterbahn erwürgt wurde und man sie erst nach zwei Tagen gefunden hat. Herauszufinden, was für die Ermittlungen relevant ist, ist nahezu unmöglich.«

»Was sagt die Rechtsmedizin?«, fragte Kristina und fixierte noch immer den Mund des Kollegen. Breuer begegnete ihrem Blick. Als könnte er in ihrer Miene lesen, weshalb sie ihn so genau ansah, nahm er seine Serviette und wischte sich damit über den Mund. Der Frischkäse zierte nun als heller Streifen das weiche Papier.

»Das ist in der Tat interessant«, sagte Breuer. Er legte sein Besteck weg und tippte auf der Tastatur seines Computers. »Hier ist die Mail von Keller. Die haben Sie auch bekommen, er hat mich ins CC gesetzt. Also: Kamitzki wurde tatsächlich mit einem Brieföffner erstochen, mit einem einzigen Stich in den linken Unterbauch mit Stichrichtung schräg nach oben. Dabei wurde die Darmwand durchstoßen, und die Spitze des Brieföffners ist in die sogenannte Arteria iliaca eingedrungen, zu Deutsch Beckenarterie. Die Beckenarterie entspringt auf Höhe des Bauchnabels in zwei Abzweigungen der Aorta, also der Hauptschlagader des Bauches.«

»Sind diese medizinischen Details irgendwie wichtig?«, unterbrach Kristina Breuers Informationen.

Breuer sah sie über den Rand seines Bildschirms vorwurfsvoll an. »Ich sage Ihnen nur, was Keller in die Mail geschrieben

hat. Außerdem sind das keine medizinischen Details, sondern anatomische. Das Wichtigste kommt aber jetzt erst.«

Abwartend sah er sie an. Für einen Moment ging Kristina wieder einmal durch den Kopf, dass es doch sehr schade war, dass Konrad Breuer einen Lebensgefährten und am weiblichen Geschlecht kein Interesse hatte. Mit seinen dunklen, glänzenden Haaren, der leichten Bräune, die seine Haut zu jeder Jahreszeit hatte, dem durchtrainierten und doch geschmeidig erscheinenden Körper wirkte er sicher auf viele Frauen sehr anziehend. Dazu kam seine beinahe aristokratische Ausstrahlung, die sie anfangs irrtümlicherweise für Arroganz gehalten hatte. Dabei fiel ihr wieder ihr Kennenlernen ein, das nicht im Präsidium, sondern in einer Bar stattgefunden hatte.

Breuer hatte seinerzeit auf ihre Flirtversuche zwar freundlich reagiert, war jedoch nicht darauf eingegangen. Gerade als Kristina dennoch überlegt hatte, ihm mit ein paar vertraulichen Berührungen näherzukommen, war Breuers Lebensgefährtin aufgetaucht. Noch heute schämte sie sich für ihre Reaktion. Schließlich hatte sie den Mann, als er ihrer Ansicht nach außer Hörweite war, ob ihrer enttäuschten Hoffnungen empört als Schwuchtel bezeichnet und zu spät bemerkt, dass er plötzlich wieder hinter ihr stand. Umso unerträglicher, als Willbrandt ihn ihr am nächsten Tag als neuen Kollegen vorgestellt hatte. Unglaublich, dass Breuer ihr diese Aussage offenbar nicht nachtrug.

»Woran denken Sie, Frau Herbich? Es kommt mir so vor, als wären Sie mit den Gedanken ganz weit weg, aber nicht bei unserem Fall«, holte Breuer sie aus ihren Erinnerungen.

Kristina konnte eben noch verhindern, dass sie zusammenzuckte. »Entschuldigung. Sie haben recht. Also, was hat Keller noch für uns?« Sie musste sich konzentrieren.

»Es wollte jemand auf Nummer sicher gehen. Die Klinge des Brieföffners war mit Gift präpariert. Mit Strychnin.«

»Was?« Verblüfft sah Kristina ihn an.

»Ja. Keller hatte gleich den Verdacht, weil, wie er schreibt, beim Toten bläuliche Verfärbungen an den Fingerspitzen, der

Nase und der Mundschleimhaut vorlagen. Dabei handelt es sich um eine sogenannte Zyanose. Das wiederum heißt, durch das Gift gelangt zu wenig Sauerstoff ins Blut.«

»Davon habe ich noch nie was gehört«, gab Kristina zu.

»Ziemlich gefährlich für unseren Täter«, fuhr Breuer fort. »Schließlich hätte er sich selbst an der präparierten Klinge verletzen können.«

»Für die Täterin«, verbesserte sie.

»Warum schließen Sie einen Mann aus?«, fragte Breuer und lehnte sich im Stuhl zurück.

»Weil der Mord allem Anschein nach beim Tanzen passiert ist, und ich vermute, Kamitzki hat mit einer Frau getanzt. Ansonsten wären sicher ein paar Gäste auf die Situation aufmerksam geworden«, erklärte sie. »Es gibt aber nur eine sehr dürftige Beschreibung, mit wem der Mann seinen letzten Tanz getanzt hat.«

»Da gebe ich Ihnen grundsätzlich recht. Andererseits könnte ein Täter sich auch als Frau verkleidet haben«, wandte Breuer ein.

»Das glaube ich nicht«, widersprach Kristina. »Dieser Kizomba wird sehr eng getanzt. Unser Opfer hätte sicher gemerkt, dass er mit einem Mann tanzt.«

»Durchaus. Aber vielleicht ist auch alles ganz schnell gegangen, und er konnte keine Konsequenzen mehr ziehen«, hielt Breuer dagegen.

»Hm«, machte Kristina, der diese Variante nicht gefiel, ohne dass sie es begründen konnte.

»Ich habe auch noch etwas.« Erwartungsvoll sah Breuer sie an.

»Okay, Herr Breuer. Falls Sie gelobt werden möchten, ja, Sie waren sehr fleißig, während ich verschlafen habe«, sagte Kristina, straffte die Schultern und verschränkte die Arme vor der Brust.

Breuer schmunzelte. »Sehr nett, dass Sie das sagen. Dass Sie verschlafen haben, hatte ich vermutet, und das Lob gebührt Keller. Ich lese Ihnen nur vor, was er geschrieben hat.«

»Wahrscheinlich hat er die Nacht durchgearbeitet.«

»Wahrscheinlich ja«, stimmte Breuer ihr zu. »Also: Keller erläutert, wie das Gift beim Eindringen in die Blutbahn wirkt. Möchten Sie, dass ich es Ihnen vorlese, oder wollen Sie Ihren Computer selbst anwerfen?« Noch immer schmunzelte er.

Kristina musste grinsen. »Sie meinen, ich bin noch nicht wach genug, um aktiv zu werden? Da könnten Sie recht haben. Lesen Sie schon vor.«

Das Schmunzeln im Gesicht des Kollegen hielt sich. »Strychnin ist ein weißes Pulver, das aus Kristallen besteht und beispielsweise aus dem Samen der Brechnuss gewonnen wird. Es schmeckt extrem bitter. Es wirkt im zentralen Nervensystem, löst unter anderem schwere Muskelkrämpfe aus, Nierenversagen und Atemlähmung. Wenn es in die Blutbahn eindringt, genügen schon minimalste Spuren für eine tödliche Vergiftung. Minimal heißt in dem Fall, es reichen weniger als fünfzehn Milligramm aus, um jemanden zu töten. Der Täter oder die Täterin hat die Klinge des Brieföffners mit handelsüblichem Klebstoff bestrichen, und daran haftete das Gift. Am Griff der Mordwaffe gibt es keine Fingerabdrücke, aber ebenfalls minimale Klebstoffspuren.«

»Einigen wir uns jetzt auf eine Täterin«, sagte Kristina. »Dann bedeutet das, sie hat Handschuhe getragen. Das ist zu auffällig. Irgendwas stimmt hier nicht.«

Breuer schüttelte den Kopf. »Während meiner Ausbildung gab es einen Fall, da hat ein Täter seine Fingerspitzen mit Klebstoff bestrichen und damit keine Fingerabdrücke hinterlassen.«

»Super«, brummte Kristina. Sie nahm einen der Zettel, die vor ihr lagen. »Gestern Abend waren zum Zeitpunkt unserer Erfassung noch hundertdreißig Gäste im Harmonie. Wir müssen davon ausgehen, dass einige, die zur Tatzeit anwesend waren, gegangen sind, bevor wir vor Ort waren. Ehe wir die verbleibenden Leute einzeln durchgehen und befragen, würde ich vorschlagen, wir konzentrieren uns zunächst auf das berufliche und private Leben unseres Toten. Wann kommt seine Frau?«